Zeitschrift: Der Freidenker [1927-1952]
Herausgeber: Freigeistige Vereinigung der Schweiz
Band: 13 (1930)
Heft: 11

Artikel: Wie erkläre ich es? : [11. Teil]
Autor: Brauchlin, E.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-407892

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

BERN, 15. Juni 1930. DER Nr. 11 - 13. Jahrgang

FREIDENKER

ORGAN DER FREIGEISTIGEN VEREINIGUNG DER SCHWEIZ

Erscheint regelmässig am 15. und letzten jeden Monats

Adresse des Geschäftsführers: Geschäftsstelle der F. V. S. Wiedingstraße 40, Zürich 3 Postcheck-Konto Nr. VIII 15299

Der schlichte Alltag ist der heiligste All-Tempel; heiliger als Programme, Dogmen, Bücher.

(Willy Schlüter: «Führung».)

Abonnementspreis jährl. Fr. 6.— (Mitglieder Fr. 5.—)
Inserate 1-3 mal: 1/32 4.50, 1/16 8-, 1/8 14.-, 1/4 26.-. Darüber und grössere Aufträge weit. Rabatt

Wie erkläre ich es?

(Ein Feriengespräch.)

Von E. Brauchlin.

(Fortsetzung.)

«Ich muss zugeben,» sagte hier mein Begleiter, «dass ich mehr gefühlsmässig, aus dem Stegreif, gesprochen habe, als nach reiflicher Ueberlegung. Ich sehe nun ein: Die Vorgänge in der Natur dürfen nicht nach den Grundsätzen der menschlichen Moral beurteilt werden; die sittliche Weltordnung kann sich demnach nur auf die Menschheit beziehen.»

Ich: «Ich bedaure, eine sittliche Weltordnung auch in dieser gewaltigen Einschränkung nicht erkennen zu können.»

Die Frau: «Wie? dann hätten wir doch das Chaos!»

Ich: «Haben wir auch.»

Der Mann: «Nein, nein, das ist nicht richtig! Ein ordnendes Prinzip lässt sich ganz bestimmt erkennen.»

Ich: «Nach meiner Auffassung befindet sich eine mit Vernunft begabte Menschheit, in der noch der brutale Kampf ums Dasein als ordnendes Prinzip waltet, wirklich in einem sittlich-chaotischen Zustande.»

Der Mann: «Aber, mein lieber Freund, der Kampf ums Dasein ist nun einmal Naturgesetz, jeder will sich selbst erhalten. Darüber werden wir nie hinauskommen, *weil* es Naturgesetz ist.»

Ich: «Damit verurteilen Sie die gerühmte Krone der Schöpfung zu ewiger Tierheit.»

Er: «Nein. Denn die Formen dieses Kampfes haben sich sehr stark gemildert; es geht nicht mehr Mann gegen Mann oder Sippe gegen Sippe; auch ist es eigentlich nicht mehr wirklich ein Kampf ums Dasein, sondern um bessere Daseins-Bedingungen, um einen Platz an der Sonne.»

«Ist das wirklich Ihre Meinung?» fragte ich etwas verblüfft. Denn obwohl ich wusste, dass sich diese Ansicht ganz allgemein bei den Gebildeten und Ungebildeten findet, die aus den bestehenden gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnissen Vorteile ziehen, hatte ich sie bei meinem Begleiter doch nicht vorausgesetzt.

«Gewiss! Oder haben Sie etwa Lust, angesichts der augenfälligen Tatsachen das Gegenteil behaupten zu wollen?» erwiderte er siegesgewiss im Gefühl der Unangreifbarkeit.

Ich: «Ja, das gerade Gegenteil behaupte ich. Ich behaupte sogar, dass der Kampf ums Dasein noch nie mit der ausgesuchten Brutalität und Rücksichtslosigkeit geführt worden ist und noch nie so viele daseinsberechtigte Menschenleben vernichtet hat wie eben gegenwärtig.»

«Da müsste ich ja mit völliger Blindheit geschlagen sein, wenn ich das nicht sähe!» hielt er mir ziemlich unwillig entgegen. Und die Frau meinte, so ein Schwarzseher wie ich dürfe man doch nicht sein.

«Nicht um Blindheit handelt es sich,» erwiderte ich, «sondern wieder um den falschen Standpunkt, wie bei der Beurteilung der christlichen Religion. Sie sind durch Ihre Geburt in eine bestimmte Gesellschaftsschicht hineingestellt worden; Sie haben von Kindheit an im Ideenkreis dieser Gesellschaftsschicht gelebt und sind vermutlich Nutzniesser der Vorteile, die für die Angehörigen dieser Gesellschaftsschicht aus den von ihr geschaffenen Verhältnissen erwachsen. Dass diese Gesellschaftsschicht die Verhältnisse, in denen sie sich wohlbefindet, zu erhalten trachtet, ist begreiflich; ihre Philosophie besteht in der Rechtfertigung dieser Verhältnisse, und jeder Einzelne steckt in seiner Klassenphilosophie wie in einem farbigen Dunst. Durch diesen sieht er die Welt und meint in guten Treuen, sie sei so beschaffen, dass jeder ganz wohl damit zufrieden sein könnte; und wenn er immerhin ein Auge dafür hat, dass andere in viel schlechtern Verhältnissen leben als er und die Angehörigen seiner Gesellschaftsklasse, so beruhigt er sich mit der Einrede, diese Menschen hätten geringere Bedürfnisse, sie besässen gewissermassen ein besonderes «Organ» zur Ertragung von Armut und harter Arbeit, zur Verzichtleistung auf die Lebensgüter, und da schliesslich — nach seiner Meinung — doch Gott jedem das Seine zugeteilt hat, jeden an den Platz gestellt hat, wo er hingehört (in welcher Meinung er von der Kirche lebhaft unterstützt wird), so findet er, die Welt sei ganz vorzüglich eingerichtet und nennt diese von Gott eingesetzte «Ordnung» sittlich. Die kirchlichen und staatlichen Wohltätigkeits- und Fürsorgeeinrichtungen tragen noch wesentlich dazu bei, den Blick der Zufriedenseinkönnenden für die Wenigerglücklichen zu verfälschen; sie zahlen jährlich ein oder einige Fränklein «Für das Alter» oder «Pro Juventute», sie sind im freiwilligen Armenverein und machen jährlich mindestens einen Wohltätigkeitsball mit. Sie sind sehr zufrieden mit sich, sie halten sich für sehr gute Menschen; sie bedauern aufrichtig, dass es arme Leute gibt. Aber da dies nun einmal nicht anders sein kann — wie sie meinen —, halten sie es für eine treffliche Einrichtung, dass andere, darunter sie, in der Lage sind, für die armen Leute «etwas zu tun».

Sie sehen nicht ein, dass all diese unzureichenden Fürsorgeeinrichtungen Anklagen sind gegen die Gesellschaftsordnung, in der ein Teil der menschlichen Gesellschaft vom Almosen des andern Teils abhängig ist. — Wer die Verhältnisse erkennen will, wie sie sind, der muss sich herausarbeiten aus diesem Dunstkreis der Gesellschaft, der Gottheit, der geistigen und moralischen Trägheit und sich die Welt von aussen ansehen. Da werden sich vor ihm ganz andere Bilder entrollen.»

Da mich beide sehr erwartungsvoll ansahen, fuhr ich fort: «Sie werden von diesem dunstlosen Standpunkt aus nicht dran vorbei sehen können, dass der grössere Teil der sogenannten Kulturmenschheit das Dasein unter unausgesetzter harter, zermürbender Arbeit fristet. Ihr Leben ist ein unausgesetzter Kampf gegen das Verhungern. Der ihnen für den Einsatz und die Ausschöpfung der ganzen Kraft gebotene Gegenwert reicht aber nicht einmal hin, um am Verhungern vorbeizukommen.»

«Behaupten Sie da nicht erklecklich zu viel?» unterbrach mich der Mann.

Ich: «Nein, keineswegs. Mag das buchstäbliche Verhungern aus völligem Nahrungsmangel — abgesehen von den ebenfalls zur sittlichen Weltordnung gehörenden Hungerkatastrophen — verhältnismässig selten sein. Dafür ist es allgemein, dass die Lohnsklaven in unserer heutigen Gesellschaftsordnung mit ihren Familien *langsam* zugrunde gehen, was noch viel grausamer und qualvoller ist als das rasche Verhungern. Verstehen Sie, Verehrteste, diese Menschen hungern nicht allein nach Brot, sondern auch danach, was ihre in sozial glücklichere Umstände hineingeborenen Mitmenschen für sich als selbstverständliche Bedürfnisse und Voraussetzungen zu einem menschenwürdigen Dasein beanspruchen. Diese Schlechtweggekommenen hungern und dürsten nach Luft und Licht, nach ordentlichen, freundlichen Wohnstätten, nach sorglosen Feierstunden, nach Wald und Berg und See, nach der Schönheit, wie die Kunst sie offenbart, nach Wissen; sie hungern und dürsten nach sich selber, denn sie fühlen in sich gefesselte Kräfte des Geistes und des Gemütes, die sich entfalten und auswirken möchten und keinen Weg dazu haben: diese Kräfte stumpfen ab und zermürben unter der tödlichen Gleichförmigkeit der Arbeit in Schmutz und Lärm und schlechter Luft, unter der der Mensch zur Maschine wird. Nach ein paar Ferientagen dürsten sie, um auch einmal im Jahr sich zum Menschen erholen und ihres bessern Ichs bewusst werden zu können wie die Glücklichen, die diesen Vorzug als etwas Selbstverständliches geniessen.

Man könnte fragen, warum denn diese Armen sich zu dieser Arbeit unter entwürdigenden, empörenden Bedingungen hingeben. Antwort: Weil sie keine Wahl haben; weil es für sie heisst: Vogel friss oder stirb. Um der Selbsterhaltung willen sind sie genötigt, es zu tun, sind genötigt, dem Mitbewerber die Arbeitsgelegenheit vor der Nase wegzuschnappen, obwohl sie wissen, dass sie damit ihn und seine Familie ins bitterste Elend zurückstossen; um ein bisschen Brot für sich und ihre Eigenen sind sie zu dieser Grausamkeit gezwungen. Das ist der Kampf ums Dasein im buchstäblichen Sinne des Wortes. Und wenn Sie sich Kenntnis verschaffen über die Kindersterblichkeit in diesen Volksschichten, wenn Sie wissen, wie viele dieser armen Menschen nach kurzem oder langem Siechtum der Unterernährung, den schlechten Wohnverhältnissen, dem Mangel an Ruhe und Erholgung, den gesundheitsschädigenden Arbeitsbedingungen vorzeitig zum Opfer fallen, so werden Sie auch meine andere Behauptung bestätigt finden, dass der Kampf ums Dasein noch nie so viele Opfer gefordert hat wie im Zeitalter unserer vielgerühmten heutigen «Kultur».

Bei der kleinern Hälfte der Menschheit darf man allerdings von einem Kampf um einen Platz an der Sonne sprechen. Aber sehen Sie, wie erbittert auch dieser Kampf geführt wird. Wenn beispielsweise ein Kaufmann seinem Konkurrenten den letzten Kunden abjagen kann, so tut er's; und wenn jener betteln muss oder in der Verzweiflung Selbstmord begeht, es rührt ihn nicht. Kampf bis aufs Messer ist's auch da, buchstäblich bis aufs Messer. Denn vergessen Sie nicht: auch die Staaten sind Krämer oder werden von Krämern regiert. Und wenn der Krämer Staat meint, es könnte ihm ein anderer den Rang ablaufen, und an einen Platz vor ihm, näher bei der Sonne, kommen, so zieht er das Kriegsmesser und versucht den andern niederzumetzeln. — So sieht unsere sittliche Weltordnung aus, von der die Frommen und die Heuchler (die ihren Nutzen davon haben) sagen, sie sei von Gott. Die Kirche heisst diese Weltordnung gut, die christliche Religion ist auf sie zugeschnitten, indem sie, wie ich Ihnen anhand der Bergpredigt gezeigt habe, die geplagten und gedrückten Menschen anweist, mit ihrem Lose zufrieden zu sein. Es ist, man mag es ansehen wie man will, die Weltordnung, wie die herrschende Klasse sie zu ihrer Rechtfertigung braucht. Sie darf sie *sittliche* Weltordnung nennen, denn sie entspricht ihren sittlichen Begriffen. Wer aber «sittlich» gleichsetzt mit «sozial», wird diese Weltordnung, die eine Gesellschaftsschicht auf Kosten einer andern bevorzugt, nicht sittlich nennen können und den Gott, von dem sie herstammen soll, als Klassengott erkennen. Das heisst: er wird erkennen, dass die Klasse, die sich diese «sittliche» Weltordnung schuf, auch den passenden Gott dazu erfinden musste.»

Hier brach ich ab, und wir gingen eine Weile schweigend nebeneinander her. Dann sagte mein Begleiter zu seiner Frau: «Du Annemarie, mir scheint, wir haben die Medaille Welt noch nie von der Kehrseite angesehen.»

(Forts. folgt.)

Völkerbund und Kirche.

Man stutzt bei dieser Zusammenstellung und fragt sich: Was haben die beiden miteinander zu tun? Der Zürcher Pfarrer H. Fueter hat den Zusammenhang herausgebracht. Er schreibt darüber in der der Erinnerung an den Eintritt der Schweiz in den Völkerbund gewidmeten Nummer der Neuen Zürcher Zeitung (16. Mai 1930, Blatt 3); und er schreibt so, dass man sich im Vorübergehen damit befassen muss, obwohl man beim Lesen das Gefühl bekommt, es sei dem Verfasser bei seinen Gedankensprüngen nicht ganz wohl gewesen.

Er schreibt: «Kirche und Völkerbund ergänzen sich;» aber auf welche Weise sie dies tun sollen, schreibt er nicht. Er findet heraus, dass «beide auf Glauben beruhen»; vielleicht soll darin die Ergänzung bestehen. Damit verhält es sich aber so: Die Kirche glaubt (angeblich) an Gott und an Wunder; der Völkerbund aber glaubt an die sittliche Kraft im Menschen.

Feuilleton.

Lesefrüchte.

Aus: Erkenntnistheorie. Eine Untersuchung ihrer Aufgabe und ihrer Problematik. Dr. Siegfried Weinberg. Berlin 1930, Seite 84/85:

«Die Behauptung: «Ein Absolutes kann niemals Gegenstand einer Erfahrung sein,» — enthält nichts als die Fixierung der Artung der einzigen Erkenntnis, die wir kennen, und die deshalb auf keine Weise geändert werden kann, weil es nicht einmal durch die blühendste Phantasie sich ermöglichen lässt, mit dem Ausdruck «Erkennen eines Absoluten» irgendeinen Sinn zu verbinden. Selbst der Weltformelgeist des Laplace hätte keine solche Erkenntnis, da er nur ein graduell gesteigertes, nicht aber ein spezifisch «anderes» Wissen besitzt. Eine spezifisch andere Erkenntnis aber wäre nötig, um ein Absolutum erreichen zu können. Nun ist es aber auf jede Weise unmöglich, auch nur die Idee dieser «anders gearteten Erkenntnis» zu kennzeichnen, da ein jeder dahinzielender Versuch mit Notwendigkeit die «gewöhnliche» Erkenntnis voraussetzen und benützen muss. Die Theologie hat sich lange bemüht, die «absolute Erkenntnis» Gottes zu charakterisieren; — aber sie konnte niemals etwas anderes ausmachen, als die gewöhnliche Erkenntnis graduell gesteigert zu denken; es ist schlechterdings unausführbar, irgend etwas Neues hinzuzufügen. Selbst mit der Aussage, es könnte eine andere Erkenntnisart plötzlich hereinbrechen, die uns heute gänzlich unfassbar ist, kann dieser Kreis nicht durchbrochen werden. — Ueber die gewöhnliche Erkenntnis hinaus gibt es nur noch sinnleere Worte, nicht aber eine irgendwie denkbare prinzipielle Erweiterung. Wenn die kritische Methode eine «absolute Erkenntnis» für ein Unding erklärt, so tut sie nichts, als vor dem Versuch warnen, Worte für Sachen zu nehmen..

* * *

Der sterbende Jehovah!

«Ein eigentümliches Grauen, eine geheimnisvolle Pietät erlaubt uns heute nicht, weiter zu schreiben. Unsere Brust ist voll von entsetzlichem Mitleid — es ist der alte Jehovah selber, der sich zum Tode bereitet. Wir haben ihn so gut gekannt, von seiner Wiege an, in Aegypten, als er unter göttlichen Kälbern, Krokodilen, heiligen Zwiebeln, Ibissen und Katzen erzogen wurde. — Wir haben ihn gesehen, wie er diesen Gespielen seiner Kindheit und den Obelisken und Sphinxen seines heimatlichen Niltales Ade sagte, und in Palästina bei einem armen Hirtenvölklein ein kleiner Gott-König wurde, und in einem eigenen Tempelpalast wohnte. — Wir sahen ihn späterhin, wie er mit der assyrisch-babylonischen Zivilisation in Berührung kam, und seine allzu menschlichen Leidenschaften ablegte, nicht mehr lauter Zorn und Rache spie, wenigstens nicht mehr wegen jeder Lumperei gleich donnerte. — Wir sahen ihn auswandern nach Rom, der Hauptstadt, wo er allen Nationalvorurteilen entsagte, und die himmlische Gleichheit aller Völker proklamierte, und mit solchen schönen Phrasen gegen den alten Jupiter Opposition bildete und so lange intrigierte, bis er zur Herrschaft gelangte, und vom Kapitole herab die Stadt und die Welt, urbem et orbem, regierte. — Wir sahen ihn, wie er sich noch mehr vergeistigte, wie er sanftselig